

Nr. 38. Posen, den 21. September. 1890.

# Selbstverschuldet.

Eine Reise-Erinnerung von Julius Steinbach.

(Fortsetzung.)



Waldemar schwieg einige Augenblicke, — dann ergriff er gerührt meine Hand und bat mich, ihm eine Viertelstunde lang zuzuhören.

„Als wir uns vor einigen Tagen wiederfanden", begann er, „und ich Dir sagte, ich wäre zum ersten Mal hier in der Gegend, da täuschte ich Dich. Ich kenne diese Gegend ganz genau, denn ich habe Jahre lang die Sommermonate hier zugebracht. In den letzten drei Jahren, während ich Scheveningen nicht gesehen, hat sich freilich Manches geändert und mit Wehmuth erinnere ich mich der Zeiten, wo ich hier die reinste Befriedigung gefunden, die froheſten Stunden verlebt habe, die mir in der That kein anderes Glück in der Welt je wieder ersetzt.

„Gerne hätte ich hier wieder einmal vorgesprochen, aber der bittersten Erinnerungen, der herbsten Vorwürfe erwarteten mich zu viele hier. Hatte ich doch mein wahres Glück dem scheinbaren, mein Herz den Verhältnissen geopfert.

„Doch", fuhr er nach kurzer Unterbrechung fort, „ich will Dir die Geschichte meines Herzens ohne Beschönigung geben, wie ich sie erlebt. — Du kannst dann urtheilen, wer stärker oder schwächer von uns beiden, und ob ich nach solchem Abfall von mir selbst, in Deiner Freundschaft noch so hoch stehen soll wie zuvor!"

— — — — — — — — — — — — — — —

„Wenngleich wir Jahre lang auf das Intimste zusammen verkehrt haben, so hast Du doch niemals einen tieferen Einblick in meine Familienverhältnisse gewonnen. Du wußtest nur so viel, daß ich eine Waise war und ein bedeutendes Vermögen besaß und hast es von jeher unterlassen, Dich außer Deinen wissenschaftlichen und gemüthlichen Beziehungen zu Deinem Freunde, auch um andere Dinge zu bekümmern. Damit Du mich also jetzt vollkommen verstehst, muß ich zunächst mit einigen kurzen Bemerkungen über meine Familienverhältnisse beginnen.

Mein Vater, ein Groß-Industrieller, hatte mir ein großes Bergwerk und außerdem noch ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, das mich vollständig zum Herrn meines Schicksals machte. Da er während meiner Minderjährigkeit starb, übernahm mein Onkel, sein Bruder, die Vormundschaft und verwaltete mein Vermögen, obgleich durch seine Stellung — Du weißt, er nahm eine höhere Staatsstellung ein — vielfach in Anspruch genommen, doch mit solcher Umsicht und Energie, daß ich ihm zu hohem Danke verpflichtet bin. Man hätte mich gern dem Militärstande gewidmet, wo der Einfluß meines Onkels mir die günstigste Laufbahn in Aussicht stellte. Doch meine Neigung widersprach dieser Richtung, ich zog eine wissenschaftliche Laufbahn vor. Das väterliche Besitzthum leitete die Wahl auf die Bergakademie, wo ich jedoch erst nach absolvirten Rechtsstudien eintreten und meine technische Ausbildung vollenden wollte. Meinem Onkel gefiel mein Plan nicht, indeß war er der Mann nicht, mir einen billigen Wunsch zu versagen, und kostete ihm seine Nachgiebigkeit auch einen Kampf, so schloß sich meinen Wünschen doch eine so einflußreiche Verbündete an, daß, was ich vielleicht nicht durchgesetzt hätte, endlich doch in Erfüllung ging.

Diese Verbündete war die Tochter des Onkels, seine einzige Erbin, sein Stolz, sein Augapfel, der Inbegriff all' seiner Zärtlichkeit und Vaterliebe. Du kennst ja selbst mein Verhältniß zu Marien. Ich war mit ihr aufgewachsen, wir hatten zusammen gespielt und gepoltert, zum Jüngling und Jungfrau heranreifend, Lektüre, Gesang und Klavierspiel, Bälle, Ausflüge u. s. w. zusammen getheilt, und wenn geistige und Charaktereigenschaften je zwei junge Leute innig mit einander verbunden, so war dies mit uns der Fall. Unsere Theilnahme für einander war geschwisterlich, wir hielten zusammen gegen den Onkel, gegen die ganze Welt; ein Blick genügte, uns über unsere Wünsche und kleinen Listen zu verständigen. Wie hätte der Onkel an einen ernsten Widerstand gegen meine Berufswahl denken können, wenn Marie ihre Bitten mit den meinigen verband! Sie that es, der Onkel gab nach und so begann ich meine Rechtsstudien.

Ein Jahr, nachdem Du die Universität verlassen und wir uns getrennt hatten, um uns für so lange Zeit ganz aus den Augen zu verlieren, bezog ich die Bergakademie, um mich für meinen eigentlichen Beruf vorzubereiten. Hatte mich mein Onkel bisher etwas knapp gehalten, so gestattete er mir jetzt jede billige Freiheit und ließ mich meine Ferien ganz nach meiner Wahl zu größeren Reisen verwenden. So kam es, daß ich schon die ersten großen Ferien benutzte, eine größere Reise durch Norddeutschland und Holland zu machen und auch den Haag besuchte. Du kennst den Zauber, den die holländische Residenz, besonders aber die Nähe Scheveningens auf Jeden ausüben muß, nun aus eigener Erfahrung und wirst es erklärlich finden, daß auch ich länger mich hier aufhielt, als ich eigentlich beabsichtigte."

Waldemar hatte meine Hand ergriffen und drückte und preßte sie nun, daß ich das Zittern seines Herzens fühlte. Ich bemerkte wohl, daß es ihm schwer fiel, von den Dingen zu

sprechen, auf welche sich jetzt seine Mittheilung erstrecken sollte; doch fuhr er nach einer Pause fort.

„Doch nicht allein die schöne Gegend war es, die mich hier festhielt. Schon am ersten Tage meines Hierseins war mir unter den am Strande promenirenden Badegästen eine Gruppe junger Mädchen besonders aufgefallen, die, soweit ich bemerken konnte, nicht Fremde, sondern entweder in Scheveningen selbst oder im Haag ansässig sein mußten. Die älteste von ihnen mochte fünfundzwanzig, die jüngste siebzehn Jahr zählen. Der eigenthümliche Familientypus der Gesichter kündigte in ihnen Schwestern an, doch waren sie an Schönheit und geistigem Ausdrucke einander sehr unähnlich. Die älteste unter dem harten Druck des Lebens, vielleicht unter geistigen Leiden unendlich rasch verblüht, ja, beinahe abgestorben, glich einem steingewordenen Bilde des Schmerzes und der Entsagung.

Der Gesichtsausdruck der Mittleren wurde durch ein blödes, theilnahmloses Lachen, durch ein unstätes Irren des Blickes entstellt, zu dem sich ein Schwanken des Kopfes nach Rechts und Links, eine auffällige Unsicherheit und Schlaffheit in der Haltung des Körpers gesellte. Der letztere war kurz, der Kopf von unverhältnißmäßiger Größe. Die Natur hatte hier einem Geschöpf das Dasein gegeben, dem sie nur die Form, nicht das Wesen des Menschen verliehen.

Die Jüngste — wie soll ich Dir diesen Verein von Formenschönheit und Seelenausdruck, von Sinnengluth und Frömmigkeit, von Beweglichkeit und Würde schildern! Wie soll ich Dir erklären, was ich empfand, als ich sie das erste Mal sah. Nie hätte ich gedacht, daß ich jemals nur durch den Anblick eines Weibes in einen solchen Zustand hätte versetzt werden können. Mein Blut brannte, mein Kopf glühte, mein Herz zitterte; alles, was ich erlebt, gesehen und empfunden, was ich je erfahren und was mich umgab, war vergessen, — ein Fiebertraum ohne Bewußtsein, ohne klare Vorstellung, eine schwere Stunde des Schicksals war über mich gekommen.

Das erste, was ich, zu mir kommend, empfand, war „Widerstand!“ gegen diese furchtbare Gewalt, gegen diesen Aufruhr meiner Empfindungen. Merkwürdig genug, ich fürchtete mich, den drei Unheimlichen wieder zu begegnen, und doch suchte ich immer wieder ihre Nähe auf. Ich wollte abreisen und doch fand mich jeder Tag wieder draußen am Strande, eine unwiderstehliche Macht zog mich hin. Wie gerne hätte ich eine persönliche Bekanntschaft angeknüpft und doch bangte ich davor. Daß meine Empfindung mich dann vollständig beherrschen, jeden Widerstand der Vernunft, jede Einsprache besserer Ueberzeugung in mir niederwerfen würde, dessen war ich mir bewußt, mein zitterndes, in Frost und Gluth krampfhaft erbebendes Herz sagte mir das.

So waren vielleicht acht Tage vergangen. Der Aufruhr in meinem Inneren hatte sich nur von Tag zu Tag gesteigert, um so mehr, als ich bemerkte, daß meine Angebetete auch von mir Notiz nahm und ich ihr, wenn sie mich anblickte, anmerken konnte, daß auch sie für mich Interesse hege.

Eines Vormittags war ich, wie alltäglich, von meinem Hotel im Haag nach Scheveningen hinausgewandert und schlenderte langsam durch die Straßen des Badeortes dem Strande zu. Ich hatte schon, bevor ich Scheveningen erreichte, das Geläute der Kirchenglocken des Ortes vernommen, und auf meine Fragen sagte man mir, daß ein alter Fischer zur letzten Ruhe getragen werde. Da es für mich immerhin von Interesse war, einem Leichenbegängniß in hiesiger Gegend beizuwohnen, schloß ich mich, als ich bald darauf dem Trauerzuge begegnete, demselben an und gelangte so auf den Friedhof, dessen weiße Leichensteine Du dort drüben im Glanze der Sonne leuchten siehst. Kaum hatte ich einen Platz, von dem aus ich die feierliche Handlung am besten beobachten konnte, eingenommen, als ich inmitten des zahlreichen, meist aus Fischern bestehenden Publikums, mein Idol erblickte, in ihrer Begleitung die beiden anderen Damen. Du kannst Dir denken, daß es nunmehr wieder um meine Aufmerksamkeit geschehen war. Ich konnte nicht satt werden, nach diesem Engelsbilde hinzublicken. Mit Andacht lauschte sie den Worten des Predigers, zu dem sie in kindlicher Frömmigkeit emporblickte, so daß ich, der ich etwas seitwärts stand, ihr unvergleichlich schönes Profil bewundern konnte. Da wollte es der Zufall, daß sie ihr Gesicht der Richtung zuwandte, in der ich stand und sie meinen Blicken begegnete. Doch nur einen Augenblick; beschämt schlug sie die Augen nieder, um dann, wie ich zu meiner Freude bemerken konnte, mit sichtlicher Zerstreutheit dem weiteren Verlaufe der Feierlichkeit beizuwohnen.

Ich selbst stand da, wie im Traum versunken und als der Prediger geendet und das Publikum den Friedhof verließ, da suchte ich vergeblich, ihr mit den Augen zu folgen; es war mir bei dem dichten Gedränge nicht möglich.

Erst als sich der Friedhof geleert hatte, kam ich wieder zu mir selbst und verließ meinen Platz, um noch einige Zeit auf die Besichtigung der verschiedenen Gräber zu verwenden. Hier und da las ich eine Inschrift, an eine besondere Aufmerksamkeit meinerseits war jedoch, wie leicht erklärlich, nicht zu denken. So schritt ich bald, ganz mit meinen Gedanken beschäftigt, zwischen den Gräberreihen hindurch, bis ich plötzlich durch Stimmen in meiner unmittelbaren Nähe aufgeschreckt wurde, — ich stand vor den drei Schwestern. Es war ein entscheidender Augenblick meines Lebens; es wäre besser für mich gewesen, wenn derselbe nie eingetreten. Der Augenblick, den ich herbei gewünscht und vor dem ich doch gezittert, jetzt war er da. Ein Ausweichen war unter den obwaltenden Verhältnissen unmöglich. Wir begrüßten uns. Ich weiß nicht mehr, was ich zuerst gesagt, nur so viel ist mir erinnerlich, daß sich zwischen der Aeltesten und mir eine Unterredung entspann, aus der ich erfuhr, daß die drei ungleichen Schwestern die Töchter eines Herrschaftsbeamten aus der Umgegend waren, der in einem alten Schlosse unweit von der Residenz seinen Wohnsitz habe und daß sie während der Badesaison täglich nach Scheveningen kämen. Wir gingen inzwischen weiter und unsere Unterhaltung dehnte sich allmählig auch auf andere Gebiete aus, wobei besonders die zahlreichen Museen und sonstigen Sehenswürdigkeiten der Residenz zur Sprache kamen. Als ich mein Interesse für Alterthümer von historischem Werth hervortreten ließ, bemerkte die Aelteste, — an die Jüngste hatte ich bisher noch nicht gewagt, das Wort zu richten, — daß gerade in dieser Hinsicht das von ihnen bewohnte Schloß viel Werthvolles enthielte. Auf meine Frage, ob der Besuch jenes Schlosses auch Fremden gestattet sei, wurde mir die Antwort, daß dies wohl der Fall und daß ich nicht unterlassen möge, diese Absicht auszuführen.

„Sie brauchen sich nur auf meinen Vater zu berufen“, fuhr sie fort, „und der Eintritt wird Ihnen jederzeit frei stehen. Sie werden sicherlich für den kleinen Zeitverlust reichlich entschädigt werden.“

„Und werden Sie meinen Besuch nicht als eine Zudringlichkeit betrachten?“ wandte ich mich endlich an die Jüngste.

Nur die Schüchternheit, mit der diese Frage gestellt wurde, schien sie zu befremden. Sie versicherte mir, daß sie im Gegentheil, wenn es mein Wunsch, das Ihrige dazu beitragen würde, mich über die Merkwürdigkeiten des Schlosses zu unterrichten. „Uebrigens“, schloß sie mit einem reizenden Lächeln auf ihrem Gesicht, „sind wir ja schon Bekannte, wir haben uns ja seit ungefähr acht Tagen täglich am Strande gesehen.“

So rückten wir uns näher und wanderten in scheinbar gleichgültigem und unbefangenem Gespräche weiter. Veronika, so hieß meine Begleiterin, machte mich dabei auf manche Grabschriften, die man dort in den verschiedensten Sprachen finden kann, aufmerksam und legte dabei außergewöhnliche Kenntnisse an den Tag. Ich machte eine diesbezügliche Bemerkung.

„Klösterliche Erziehung in der Fremde und klösterliche Einsamkeit im Vaterhause haben meine Richtung bestimmt“, erklärte sie mir. „Das Unglück, daß eine meiner Schwestern“ fuhr sie mit leichter Hindeutung auf die mittlere fort, „geistesgestört ist, beförderte sie mächtig und der Beistand eines sorgsamen Vaters vollendete. Dabei versäumten wir aber das Hauswesen nicht“, setzte sie halb schalkhaft hinzu, als ob sie einem Abwege meiner Gedanken vorbeugen wollte.

Ich sprach etwas von dem Glücke der Einsamkeit, von

dem Glücke, sich selber anzugehören, dem sie so viele Vorzüge des Geistes verdanke.

„Auch die Gesellschaft hat ihre Vorzüge", entgegnete sie, „und Mittheilung wird eben durch die Einsamkeit zum Bedürfnisse. Was nützt es, alles nur für sich zu erwerben? Erst was andere beglückt, erfreut uns selber, und die Blume hat umsonst geblüht, die keinen Wanderer entzückte. Indessen ist dies schon unser Loos, wir Frauen leben und sterben unbekannt, auch wenn wir in der Gesellschaft leben. Im glücklichsten Falle ist eine freundschaftliche Erinnerung alles, was wir in der Welt zurücklassen."

„Die Erinnerung an Sie, Veronika" sprach ich mit bewegter Stimme, „wird in mir ewig fortleben."

Mit einem ungläubig fragenden Blicke sah sie mich an und schwieg. Doch trat sie in diesem Augenblicke, mir rasch einige Schritte vorausgehend, vor eines der Gräber hin, ein Blick schien mich aufzufordern, ihr zu folgen.

Wir standen vor einem einfachen Grabsteine, auf dem unter dem Namen des Todten nur die Worte standen: Forget me not.

Ein großer ernster Blick aus Veronika's Augen begegnete dem meinigen. Doch sprachen wir nicht.

Die älteste der Schwestern mahnte zum Aufbruche. Veronika führte die Kranke und schritt voraus. Ich folgte in bewußtloser Zerstreuung.

Der Grabstein mit dem „Forget me not" füllte meinen Geist aus.

Ich übergehe unseren Abschied, fuhr Waldemar nach einer kurzen Pause in seiner Erzählung fort. Er war förmlich und gemessen. Allein Du wirst leicht errathen, daß ich meinen Besuch nicht lange schuldig blieb und daß nicht bloß die Merkwürdigkeiten jenes Schlosses mich dazu veranlaßten. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß meine Besuche sich wiederholten, immer häufiger, immer dauernder wurden, daß ein immer innigeres Band mich mit jener Familie einigte, deren Glück und Trost mein Umgang wurde, daß man mich endlich wie einen Sohn, wie einen Bruder liebte, und daß dieses Verhältniß so lange dauerte, als es verborgen blieb, daß aber die erste Kunde davon, welche meine Heimath erreichte, ein ernstes Verhängniß über meinem Haupte heraufbeschwor.

Nur zu schnell kam der Tag meiner Abreise heran und nur der Gedanke, daß ich im nächsten Jahre wiederkehren und der sehnlichste Wunsch meines Herzens dann in Erfüllung gehen würde, ließ mich den Abschied leichter ertragen. Ich kehrte zu meinen Studien zurück, denen ich mich jetzt mit um so größerem Eifer widmete. So verging der Winter rasch und die Sommerferien nahten wiederum. Welches Glück verhieß mir die Ferienzeit. Ungestörter als je hoffte ich in dem mir theuer gewordenen Kreise zu leben. Ich hatte mit Veronika für diese Zeit die reizendsten Pläne entworfen. Ich hatte eine größere Anzahl von Liedern gesammelt, die uns am Klavier vereinen sollten. Ich hatte ihr so vieles mitzutheilen, was deutsche Dichter Herrliches geschaffen, so vieles durchzusprechen, was unsere jungen Herzen gemeinschaftlich anregte und erhob. Ich wollte noch einmal mit ihr nach dem Friedhofe in Scheveningen gehen, noch einmal mit ihr jenes „Forget me not" lesen und sie fragen, ob sie auch die Meine sein wolle. O ihr glücklichen Tage eines kindlichen Glaubens!

Schon hatte ich Alles zur Abreise vorbereitet, als ich eines Morgens zu meinem Oheim gerufen wurde. Trotz der frühen Morgenstunde seiner Gewohnheit nach schon vollkommen angekleidet, saß er an seinem Arbeitstische.

„Ich wollte Dich nur fragen", begann er, „ob Du mit Deinen Angelegenheiten hier schon vollkommen in Ordnung bist und ob Du Zeit hast, mich auf einem Ausfluge zu begleiten. Deine Tante in Berlin schrieb mir, daß sie Dich längst gerne wiedersehen würde. Du bist ihren Augen entwachsen, viele Jahre sind verflossen, seit sie hier war. Du weißt, die Tante ist alt und kränklich, und wie ich vermuthe, ist sie gesonnen, wenn der Eindruck Deiner Person ihrer Erwartung entspricht, zu Deinen Gunsten zu verfügen. Die Tante könnte, da sie ein sehr bedeutendes Vermögen besitzt, Dir ein hübsches Sümmchen sichern, das Dir bei dem künftigen Antritt Deiner Werke zur Ausführung Deiner Lieblingspläne sehr behülflich werden und überhaupt nicht zu verachten sein dürfte. Es ist daher mein Wunsch, daß Du sie besuchst und mir liegt an dem glücklichen Erfolge dieser Reise so viel, daß ich mich entschlossen habe, auf sechs Wochen Urlaub zu nehmen und Dich nach Berlin zu begleiten. Du bist doch damit einverstanden?"

Du stellst Dir leicht vor, wie mir bei dieser Eröffnung zu Muthe war. Ich mochte die Farbe gewechselt haben. In die höchste Verlegenheit versetzte mich aber der Umstand, daß sich gegen die Absicht meines Onkels eigentlich nichts Vernünftiges einwenden ließ. Sein Rath bezweckte so ganz und gar meinen Vortheil, hatte so völlig und ausschließlich nur mein Interesse im Auge, daß jeder Widerspruch als aus der Luft gegriffen erscheinen mußte. Hätte ich es damals über mich gewonnen, mich in das Unvermeidliche zu fügen und dem Oheim durch ein freudiges und unbedenkliches Eingehen auf seine Pläne nicht stutzig zu machen, ich hätte mir und Veronika bittere Erfahrungen erspart. Doch dazu fehlte mir die Kraft, die Ueberlegung, der kaltbesonnene Ueberblick meiner Lage. Nichts ahnend von dem eigentlichen Plane und dem verdeckten Hintergedanken dieser Reise, entschloß ich mich wenigstens zu dem Versuche, des Onkels Absicht zu durchkreuzen.

„Ich sage es lieber ganz offen, bester Onkel", entgegnete ich, „daß mir Ihr Plan einen fatalen Querstrich durch meine Ferienrechnung zieht. Ich habe während meines vorjährigen Aufenthaltes im Haag verschiedene Bekanntschaften angeknüpft und während der diesjährigen Ferienmonate wiederzukommen versprochen."

(Schluß folgt.)

# Culinarische Streifzüge.

Vor Kurzem wurde in einer großen deutschen Zeitung versichert, die verschiedene Begabung verschiedener Menschenracen bestehe nur in unserer Einbildung. Beweis: die Neger gelten für einen untergeordneten Stamm, und doch haben sie Einen großen Mann aufzuweisen, Toussaint l'Ouverture, den Helden von San Domingo. Diese Beweisführung wird jedoch kaum alle die „Vorurtheile" vernichten, die durch tägliche Beobachtung neue Nahrung erhalten. Wenigstens glauben wir bei Angehörigen von Völkerschaften, die seit vielen Jahrhunderten unter ziemlich gleich günstigen und ungünstigen Bedingungen leben, immer wieder die bezeichnenden Vorzüge und Mängel zu entdecken, und bei Mischlingen das Vorwiegen des einen oder des anderen Elementes. Die auffallendsten und schlagendsten Beispiele gehören natürlich in den ersten Stock der Zeitung, hier im Erdgeschosse können nur Erscheinungen des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens untergebracht werden. Beschäftigen wir uns denn einmal mit Speisezimmer und Küche.

Den Einwurf, daß die Beschäftigung mit dieser Frage eines Mannes, den nicht sein Beruf dazu nöthigt, unwürdig sei, haben wir heute kaum noch zu gewärtigen. Als K. Fr. v. Rumohr sein Buch „Geist der Kochkunst" herausgegeben hatte, schüttelte man freilich den Kopf zu einem solchen Seitensprung eines Mannes, der als Verfasser der „Italienischen Forschungen" und vortrefflicher Novellen sich einen sicheren Platz in der Literaturgeschichte erworben hatte, einen sicheren — wenn wir ihn auch unlängst einen „kunstschriftstellernden Baron" in halb wegwerfendem Tone nennen hörten. Seitdem haben sich jedoch die Zeiten geändert. Ein abgearbeitetes, abgehetztes, nervöses Geschlecht bringt den Arzt hundertmal in die Lage, nichts zu verordnen als: Nähren sie sich reichlich und gut. Das ist aber leichter gesagt als gethan. Der Eine hat den Beutel, der Andere hat's Geld, der Eine würde gern der Verordnung nachkommen, wenn nur die „Vorlagen" vorhanden wären, dem Andern fehlt nichts als der Appetit. Der würde sich bei naturgemäßer Lebensweise schon einstellen, allein wie Viele können jetzt eine solche führen, ein Drittel der Tageszeit dem Schlafe, mehrere Stunden der Bewegung im Freien widmen? Der Appetit will zuerst gereizt und dann durch nahrhafte und dabei nicht schwer verdauliche Speisen befriedigt sein. Man braucht also weder Feinschmecker noch Schlemmer zu sein, um für Küchen-Angelegenheiten eine größere Aufmerksamkeit zu verlangen, als ihnen in vielen Gegenden gewährt wird. Denn auch in dieser Beziehung sind die Anlagen sehr verschieden

vertheilt. Wenn in einem großen, wohl dem größten Theile Deutschlands und auch Oesterreichs die Küche viel zu wünschen übrig läßt, so ist keineswegs immer geistige Trägheit, Gleichgiltigkeit, Unwissenheit die Ursache. Als in der Zeit der Ernüchterung nach dem politischen Rausche vor vierzig Jahren das Evangelium der Naturwissenschaften verkündigt wurde, stürzte man sich gewiß nirgends mit solchem Lerneifer auf populäre Physiologie und Chemie, auf Liebig, Moleschott, Vogt, Lewes und die vielen Kleineren, wie in Deutschland und England. Und was ist von dem Studium übrig geblieben? Hie und da noch der Glaube, daß ein Zusatz von Leim eine dünne Fleischbrühe kräftig mache. Im Uebrigen hat sich da, wo früher schlecht gekocht wurde, wohl wenig geändert, während Franzosen und Italiener ohne alle Wissenschaft ihre Speisen schmackhaft und nahrhaft bereiten. Da muß doch wohl das Talent den Ausschlag geben.

Wir wollen nicht vorschnell urtheilen, wozu man im fremden Lande leicht geneigt ist. Eine Dame behauptete einmal, die Zwistigkeiten in der Ehe begännen meistens mit der Aeußerung des Mannes, daß seine Lieblingsgerichte im Elternhause anders geschmeckt hätten. Wie dort die mütterliche, so lebt im Auslande die heimathliche Küche in der Erinnerung fort und macht ungerecht gegen die fremde — einen Jeden mehr oder weniger, nicht nur den Engländer, wie die Aufsätze über die „Wasser-Chinesen" glauben machen könnten. So nahe die Erwägung liegt, daß vor Allem das Klima Anforderungen an die Ernährungsweise stellt, so häufig wird dieser Umstand außer Acht gelassen, alles Ungewohnte als barbarisch von der Hand gewiesen. „Endlich einmal wieder ein vernünftiges Stück Fleisch", sagte Jemand, der in Paris in einem der ersten Hotels gespeist hatte, als ihm in Straßburg gänzlich ausgesottenes, strohähnliches Suppenfleisch aufgetragen wurde. Wie Unzählige glauben steif und fest, in frischem Olivenöl Gebratenes nicht vertragen zu können, noch ehe sie es gekostet haben, wogegen das (nicht frische) Oel an Salaten und Mayonnaisen ihrer Ansicht nach unschädlich ist. Als ich zum ersten Male in Hamburg war und mir am Mittagstische rothe Grütze angeboten wurde, fand ich die Zumuthung, Grütze, gleichviel ob rothe oder blaue, zu essen, sehr sonderbar, machte aber aus Neugier einen Versuch, da alle übrigen Gäste diese Speise wählten. Und ich mußte ihnen Recht geben. Seitdem habe ich wiederholt Gelegenheit gehabt, in Dänemark und den Nachbarländern die mißtrauischen Gesichter der Fremden zu beobachten, wenn das nationale Gericht erschien, und ihre Ausrufe der Entrüstung gehört: „Milch und Fruchtsaft, welche Zusammenstellung!" Natürlich hatten sie in Gefrorenem, Crêmen und dergleichen oft genug Beides genossen, nur mit dem Unterschiede, daß in den Weide- und Haideländern alle Ingredienzien in vorzüglicher Beschaffenheit geboten werden.

Auffallend ist das ablehnende Verhalten gegen ungewohnte Nahrung keineswegs. Giebt es doch Personen, die bei jahrelangem Aufenthalte in einem fremden Lande, zum Beispiel in Frankreich, den Unterschied zwischen ihrem Französisch und dem der Franzosen entweder garnicht gewahr werden oder es doch von den Letzteren sehr unhöflich und ungebildet finden, anders zu sprechen, als sie, die Fremden, es zu Hause gelernt haben. Ebensowenig kann es überraschen, daß die Speisen, die ein Volk von einem andern angenommen hat, gleich den Lehnwörtern behandelt, nämlich so verändert werden, daß sie kaum wiederzuerkennen sind. Es liegt nicht einzig an der Güte des Fleisches, daß Roastbeef und Roastmutton in England etwas ganz Anderes sind, als meistens die gleichnamigen Speisen auf dem Festlande. In Oesterreich z. B. wird man nicht leugnen, daß das Beste an der österreichischen Küche aus Italien oder Ungarn stammt, aber auch nicht, daß Wiener Risotto, Wiener Schnitzel, das beliebte „kleine Gollasch", das Kürbiskraut u. A. m. die Verpflanzung in einen andern Boden verrathen. Doch welcher Jammer faßt uns an, wenn wir der Schicksale des Kaffees auf seiner Wanderung von Süden nach Norden gedenken!

Daß auf diesem Wege aus dem Worte Kaffe allmälig Kaffee wird, ist selbstverständlich. Unterscheiden sich doch innerhalb des Gebietes der deutschen Sprache schon Süden und Norden durch Hof und Hoff, Jagd und Jacht, grob und gropp oder jropp u. s. w. und weit fühlbarer macht es sich noch, daß der Italiener Vokale spricht, wir aber Konsonanten. Der Name Bologna besteht in des Italieners Munde aus drei langen und einem kurzen Vokal und drei Konsonanten, in dem unseren aus einem langen und zwei kurzen Vokalen und vier Konsonanten. Als dilettirender Sprachfreund würde ich annehmen, daß die traurigen Nebel des Nordens uns veranlassen, die Lippen so wenig als möglich zu öffnen, und die Engländer scheinen diese Voraussetzung zu bestätigen, der leider die Erniedrigung des Selbstlauters, die bei den Orientalen noch rücksichtsloser zur Schau gestellt wird, als bei den Slaven, und der der Vokalreichthum der schwedischen Sprache widerspricht. Nichtsdestoweniger kann als Regel gelten: wo man Kaffee sagt, lass' Dich ruhig nieder, Kaffee trinke niemals wieder. (Schluß folgt.)

## Aphorismen.

Wer Gold zeigt, dem wird jedermann gefällig sich erzeigen;
Ein Goldstück auf die Wage wirf, und bald wird sie sich neigen.

Saadi.

* * *

Sei starken Sinn's und mach' dir nicht
Der Reichen wegen eitle Sorgen!
Dieselbe Wasserfülle kommt
In deinen Krug, ob aus dem Brunnen,
Ob aus dem Ocean du schöpfest.

Bartrihari.

* * *

Genügsamkeit ist ein unerschöpflicher Schatz.
Weniger die Hand als der Zahn ist der wirkliche Sparer.

Osmanische Sprüche.
(Nach Vambery.)

* * *

. . . . . Das blanke Gold
Macht Weiß aus Schwarz, aus Häßlich Schön,
Macht Unrecht recht, Schlecht gut, Alt jung, Feig' tapfer;
Es lockt den Priester fort von dem Altare,
Reißt Halbgenes'nen weg das Schlummerkissen.
Ja, dieser gelbe Sklave löst und bindet
Geweihte Bande, segnet den Verfluchten,
Macht selbst den Aussatz lieblich; hilft dem Dieb
Zu Aemtern, Titeln, Ehr' und Anerkennung,
Und schafft der überjähr'gen Wittwe Freier.
— — — — — — — — — — — — —
O rother Königsmörder, du Entzweier
Von Hymens reinstem Bett; sichtbarer Gott!
Der du Unmöglichkeiten eng' verkettest
Daß sie sich küssen, und zu jedem Zweck,
Zu jeder Zunge sprichst; Prüfstein der Herzen!

Shakespeare.

* * *

Nicht, wer Gold zu Golde trägt,
Ist als Reicher auszuschreien;
Wer die Lüste abgelegt,
Dem kann alles wohlgedeihen.

F. v. Logau.

## Heiteres.

Angenehme Theilung. A. „Nun, vom Bade zurück?"

B. „Jawohl, mein Freund X war mit mir. Wir haben noch eine größere Reise unternommen."

A. „Nun — und die Kosten?"

B. „Wir theilten uns darin. Er trug die Kosten des Mittagsbrotes, und ich die der — Unterhaltung."

* * *

Besser. „Wissen Sie, ihr neuer Kassirer scheint aber nicht ganz auf der Höhe der Bildung zu stehen, er verwechselt wenigstens oft mir oder mich."

„O, da ist er immer noch besser als der alte, der verwechselte öfter mein und dein."

* * *

„Was ist der Unterschied zwischen einem Koch und einem passionirten Kegler?" wurde an einem Klubtisch gefragt.

Antwort: „Der Koch kostet in der Regel, und der passionirte Schieber rostet ohne Kegel!"

* * *

Verschwendung. Fräulein Hedwig: „Hier, liebe Emmy, erlaube ich mir, Dir ein kleines Geburtstagsgeschenk zu überreichen."

Fräulein Emmy, (dasselbe betrachtend, entrüstet): „Hundert Visitenkarten, welche Verschwendung! Wie lange denkst Du denn, daß ich meinen Namen noch tragen will?"

* * *

Bosheit des Zufalls. (Zeitungsnotiz.) Wegen Unpäßlichkeit des ersten Tenoristen ist heute, statt des „Troubadours", der „eingebildete Kranke" angesetzt worden.

* * *

Bittere Wahrheit. Die Klassiker kauft man, aber man liest sie nicht — Die Novellisten liest man, aber man kauft sie nicht.

* * *

In der Instruktionsstunde. Unteroffizier: „... Auf's Wort, Ramler, wenn Sie sich neben ein Kameel stellen würden, könnte man Sie beide, der Aehnlichkeit nach, für zwei Eier halten!"

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.